

Das Porträt: Florian Sprenger

Alexander Grau

Dr. Florian Sprenger ist Juniorprofessor für Medienkulturwissenschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Nach seinem Studium an der Ruhr-Universität Bochum und einem Forschungsaufenthalt in Weimar war Sprenger zunächst Kollegiat am Initiativkolleg „Sinne – Technik – Inszenierung“ der Universität Wien, später u. a. Fellow am dortigen Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften. Seit Oktober 2015 lehrt und forscht er in Frankfurt am Main. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ist Florian Sprenger als Fotograf tätig.¹



Man tritt Frankfurt am Main sicher nicht zu nahe, wenn man die Stadt als eher unintellektuell bezeichnet. „FAZ“ hin, Suhrkamp-Erinnerungen her – alles in allem war, ist und bleibt Frankfurt eine Stadt der Börse, der Bankiers und der Ebbelwoikneipen. Selbst Goethe, Frankfurts geistiges Aushängeschild, hielt es hier nicht lange aus, sondern ging als 16-Jähriger in das ungleich gelehrtere Leipzig.

Es wundert daher nicht, dass Frankfurt relativ spät eine Universität bekam. Erst im Oktober 1914, wenige Wochen nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, wurde die damalige Königliche Universität zu Frankfurt am Main eröffnet.

Schon bald gewann die Frankfurter Universität allerdings wissenschaftliche Reputation. Und Ende der 1960er-Jahre wurde die Universität Frankfurt aufgrund der aus dem amerikanischen Exil zurückgekehrten Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung zu einem Hotspot der Studentenbewegung: Max Horkheimer und Theodor W. Adorno lehrten hier, ab den 1970er-Jahren übernahm prominent Jürgen Habermas den Staffelnstab. Schon bald sprach man von einer Frankfurter Schule.

Kommunikation mit der Zukunft

Mit den Helden Frankfurter Kulturgeschichte hat Florian Sprenger zunächst wenig zu tun, es sei denn, man versteht seine Beschäftigung mit Übertragungsmedien und Medienökologie, also mit den Bedingungen konkreter Kommunikation, als Antwort auf Habermas' transzendente Kommunikationstheorie. Denn Sprenger geht es nicht nur um die sprachpragmatischen Voraussetzungen gelingender Kommunikation, sondern zugleich um deren technische, vor allem elektronische und digitale Bedingungen.

Das bedeutet allerdings nicht, dass Sprenger rein technologiefixiert ist und mit philosophischen Fragen nichts am Hut hat. Im Gegenteil. Neben Medienwissenschaft studierte Sprenger an der Ruhr-Universität Bochum auch Philosophie. „Ich hatte damals, wie viele Studenten, die Vorstellung, Regisseur zu werden“, erzählt Sprenger, „was sich natürlich nach einem Semester schon zerschlagen hat. Für mich hatte sich aber herausgestellt, dass in den Medienwissenschaften viele Fragen behandelt werden, die so in anderen Fächern nicht thematisiert werden, etwa auch erkenntnistheoretische Fragen. So gesehen war die Medienwissenschaft für mich immer das Fach, das einlöst, was die Philosophie nicht eingelöst hat.“

Sprenger fing im Jahr 2001 an zu studieren. Damit gehörte er zu den ersten Bachelorstudenten Deutschlands. „Die Einführung war aber sehr holprig“, erinnert er sich lächelnd, „man konnte eigentlich machen, was man wollte.“

Während seines Studiums ging Sprenger dann als Gaststudent an das Graduiertenkolleg „Mediale Historiographien“ in Weimar. „Ich wollte eigentlich ins Ausland gehen. Doch medienwissenschaftlich waren aus meiner damaligen Perspektive viele Standorte nicht so spannend. Und so habe ich das Auslandssemester in Thüringen verbracht.“

»Wenn ein Zeichen jede mögliche Bedeutung transportiert, dann kann es vielleicht auch die gewünschte Bedeutung an die Zukunft übertragen. Aber wir werden es nie erfahren.«

Zurück in Bochum widmete sich Sprenger seinem ersten großen Forschungsthema: der Kommunikation mit der Zukunft anhand des Beispiels atomarer Endlager. Das Thema klingt im ersten Moment vielleicht nicht nach dem allerdringendsten medientheoretischen Problem. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass Sprenger hier an einem ganz konkreten Beispiel eine Reihe spannender theoretischer und zugleich sehr praktischer Fragen bearbeiten konnte.

„Bei dem Atommüllendlager“, erklärt der Wissenschaftler, „geht es ja letztlich darum, dass man ein sehr gefährliches Material hat, und man muss Generationen von Menschen davor warnen, da ranzugehen. Das ist ein erhebliches Kommunikationsproblem, immerhin reden wir hier von zehntausend Jahren, also von Kulturen, die wir uns gar nicht vorstellen können.“

Dass die Fragestellung weit weniger exotisch ist, als sie zunächst klingt, zeigt sich schon daran, dass hierzu in den USA tatsächlich eine Reihe von Vorschlägen erarbeitet wurde, die man dann im Waste Isolation Pilot Plant (WIPP) in New Mexico realisierte. Das Problem bei allen möglichen Lösungsvarianten ist eigentlich immer das gleiche. Man muss möglichst universale, also kulturübergreifende Zeichen finden. Das aber ist, zumal mit Blick auf eine zukünftige Kultur, mehr als schwierig. Hinzu kommen ganz prinzipielle und theoretische Fragen: Ist es etwa möglich, Zeichen zu entwerfen, die unabhängig vom Kontext immer das Gleiche bedeuten: kontextinvariante Zeichen also?

Sprengers Antwort lautete ganz klar: nein. In einem Artikel für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ beschrieb er seine Überlegungen zusammenfassend: „Das Problem ist unlösbar. Man kann ihm nicht gerecht werden. Es ist aber trotz aller Verstreuung des Sinns möglich, dass die Warnungen verstanden und sogar befolgt werden. Dies hängt aber nicht von der Verwendung kulturfreier Zeichen ab, die zu nichts anderem als richtigem Verständnis führen können. Wenn ein Zeichen jede mögliche Bedeutung transportiert, dann kann es vielleicht auch die gewünschte Bedeutung an die Zukunft übertragen. Aber wir werden es nie erfahren.“

»Beim Menschen gibt es ein physiologisches Unbewusstes und in diesem Sinne kann man auch von einem technologischen Unbewussten sprechen.«

Unmittelbarkeitsphantasma und Differenz

Die Vorstellung unmittelbarer Kommunikation und ihrer Geschichte faszinierte Sprenger so sehr, dass sie ihn auch in den folgenden Jahren umtrieb. Allerdings schwenkte sein Forschungsfokus von der Zukunft in die Vergangenheit, von den Problemen der Kommunikation mit späteren Generationen zu den Konzepten von Unmittelbarkeit in der Wissenschaftsgeschichte, angefangen bei der Erforschung der Elektrizität im 18. Jahrhundert über die Telegrafie bis hin zu McLuhans Medientheorie.

„Die Vorstellung einer instantanen Übertragung kommt mit der Erforschung der Elektrizität um 1730 auf“, erklärt Sprenger. „Dabei handelt es sich um die Idee einer Übertragung, die keine Zeit braucht und in der Ursache und Wirkung sich gleichzeitig ereignet, was nach der Newton'schen Physik allerdings unmöglich ist. Mit der Einführung der Telegrafie im 19. Jahrhundert wird unmittelbare, zeitgleiche, weltweite Kommunikation dann zu einem kulturellen Phantasma.“

Sprengers Hauptinteresse an diesem Thema galt – in einer Formulierung Jacques Derridas – der „Kohärenz im Widerspruch“, also der Beobachtung, dass in der Wissenschaftsgeschichte zwei sich widersprechende Aussagen oder Konzepte zeitgleich nebeneinanderstehen können, ohne dass das bei entsprechenden Debatten zu einem Problem wird. Ein Beispiel ist die Physik des 18. Jahrhunderts: Einerseits ist den Physikern nach Newton klar, dass alle physikalischen Prozesse Zeit brauchen, zugleich aber hat man die Idee, dass es eine unmittelbare Übertragung gibt, die keine Zeit braucht. Das, betont Sprenger, zieht sich bis in das 19. Jahrhundert. „Noch bei Samuel Morse steht auf der gleichen Seite, dass Übertragung Zeit erfordert und Telegrafie unmittelbar ist.“

Die Ursache für diesen Widerspruch sieht der Medienwissenschaftler darin, dass Medien historisch immer mit der Vorstellung aufgeladen wurden, Spaltungen zu überwinden, Differenzen oder Abstände zu nivellieren. Dieser Mythos sei selbst noch bei Marshall McLuhan lebendig. „Einerseits beschreibt McLuhan ausführlich Vermittlungsvorgänge der Medien und will zeigen, dass das Medium die Botschaft ist. An-

dererseits gibt es bei ihm ganz stark dieses Phantasma der Instantaneität und Unmittelbarkeit im globalen Dorf.“

Es ist daher nicht überraschend, dass dieses Phantasma der Unmittelbarkeit auch die Mediennutzung im Internetzeitalter bestimmt – gegebenenfalls sogar mehr denn je. „Man muss allerdings immer beschreiben, welche Art von Unmittelbarkeit man damit meint: Bei einem Touchscreen etwa ist es die Idee der unmittelbaren Verfügung über das, was ich da berühre, bei Kommunikationstechniken vielleicht die unmittelbare Kommunikation zwischen zwei oder mehr Menschen.“

Dieses Versprechen von Unmittelbarkeit, Wahrheit und Authentizität, das Medien kulturgeschichtlich implantiert ist, hatte fast zwangsläufig auch Auswirkungen auf die Theoriebildung: „Diese Unmittelbarkeitsphantasmen gibt es auch in den Medienwissenschaften und sie sind wichtig für das Fach, weil sie etwas mit dem Begehren zu tun haben, das dem Medienbegriff inhärent ist.“ Gerade deshalb aber sei es für die Medienwissenschaften auch wichtig, sich diese Unmittelbarkeitsrhetorik bewusst zu machen und sich ein Stück weit davon abzusetzen: „Medien“, betont Sprenger, „produzieren eben keine Unmittelbarkeit, sondern vielmehr Differenzen. Nicht die Verbindung, die Medien herstellen, ist entscheidend, sondern die Trennung. Das Internet z. B. stellt Verbindungen zwischen Menschen her, aber vielleicht sind die Trennungen, die es erzeugt, genauso wichtig.“

Mikroentscheidungen und Netzpolitik

Mit den Begriffen medialer Instantaneität und Immediatität befasste sich Florian Sprenger während eines Forschungsaufenthalts am Initiativkolleg „Sinne – Technik – Inszenierung“ der Universität Wien, dann im Rahmen eines Fellowships am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK), zu dem auch ein Forschungsaufenthalt am Department of Comparative Literature der Universität Stanford gehörte.

Im Nachklang seiner Promotionsschrift untersuchte Sprenger dabei Unmittelbarkeitsvorstellungen in der Frühzeit des Internets, etwa bei dem Informatiker Paul Baran, der ganz wesentlich an der Entwicklung des sogenannten paketvermittelten Netzwerkdesigns beteiligt war.

„In einem Vortrag hatte ich behauptet, dass diese Vorstellung von Unmittelbarkeit letztlich politisch sei. Als dann ein Kollege nachfragte, was denn daran politisch sei, konnte ich keine befriedigende Antwort geben. Also habe ich den Ehrgeiz entwickelt, eine Antwort darauf zu entwickeln.“ Das Ergebnis dieser Arbeit war das Buch *Politik der Mikroentscheidungen: Edward Snowden, Netzneutralität und die Architekturen des Internets*.

Im Kern geht es dabei darum, dass die Datenpakete beim Durchqueren des Internets zahlreiche Knotenpunkte passieren, an denen entschieden wird, welcher Pfad am besten zum Ziel führt, mit welcher Priorität die Pakete verarbeitet werden und mit welcher Geschwindigkeit.

Diese Mikroentscheidungen, auf denen die gesamte Netzwerktechnologie beruht, sind zugleich Einfallstore für die Kontrolle und Überwachung des Datenverkehrs, aber auch für die Manipulation z. B. der Verarbeitungsgeschwindigkeit – etwa aus ökonomischen Gründen.

„Diese Mikroentscheidungen geschehen an jedem Internetknotenpunkt in extrem hoher Geschwindigkeit, Milliarden Mal in der Sekunde. Und es ist wichtig, diesen technischen Prozess im Blick zu behalten und von der Ebene der Makroentscheidungen – also etwa, zu welchem Zweck Akteure im Netz agieren – zunächst klar zu unterscheiden, auch wenn der eine mit dem anderen zu tun hat.“

Neben den politischen und ökonomischen Aspekten dieser netzwerkbedingten Mikroentscheidungen interessieren die Medienwissenschaftler darüber hinaus die Folgen dieser Technik für unser Menschenbild. „Beim Menschen gibt es ein physiologisches Unbewusstes und in diesem Sinne kann man auch von einem technologischen Unbewussten sprechen.“

Medienökologie und Environment

Das Nachdenken über das Verhältnis von Menschenbildern und technologischer Entwicklung führte Sprenger schließlich zu seinem derzeitigen Forschungsprojekt, der begriffsgeschichtlichen Untersuchung des Ausdrucks „Environment“, seiner jeweiligen Implikationen und der Plausibilität der Denkgfiguren, die sich daraus entwickelt haben.

„Mir geht es um den Begriff des ‚Environments‘, den ich von demjenigen des ‚Milieus‘ oder der ‚Umwelt‘ trennen würde. Medienwissenschaftlich sind daran zwei Sachen interessant: zum einen, dass die Begriffe „Environment“, „Milieu“ und „Umwelt“ eine ähnliche Funktion haben wie der Medienbegriff, sie bezeichnen etwas Vermittelndes. In der französischen Übersetzung von Newton etwa steht an der Stelle von ‚Medium‘ immer ‚Milieu‘ und das wird dann rückübersetzt zu ‚Environment‘. Zum anderen interessiert mich die Funktion, die dieser Begriff in den letzten Jahren entwickelt hat.“

Interessant dabei sei, dass das Environment ursprünglich etwas bezeichnete, was dem menschlichen Einfluss entzogen ist. Das änderte sich aber recht schnell. Anfang des 20. Jahrhunderts wurde das Environment zu etwas, was vom Menschen gestaltet ist. Dabei aber wurde zugleich deutlich, wie abhängig der Organismus von seiner Umgebung ist, sodass das Leben zunehmend als Zusammenspiel von Organismus und Environment verstanden wurde.

„Die Medien kommen dann ins Spiel, wenn wir etwa unter dem Stichwort ‚Internet der Dinge‘ mit intelligenten Umgebungen zu tun haben, also mit Umgebungen, in denen Techniken medial interagieren und dabei selbst eine neue Umgebung herstellen.“

Im Ergebnis zeigt sich ein Prozess, bei dem sich die traditionellen Gegensätze auflösen. Sei man in der Vergangenheit lange von dem Phantasma einer unberührten Natur oder einer rein technischen Technik ausgegangen, so zeige die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, dass Umwelten immer schon

»Man kann gar nicht verstehen, wie eine Kultur entsteht, wenn man die Co-Evolution von Mensch und Technik nicht berücksichtigt.«

technisch gestaltet und Techniken Teil natürlicher Entwicklungen seien: „Man kann gar nicht verstehen, wie eine Kultur entsteht, wenn man die Co-Evolution von Mensch und Technik nicht berücksichtigt“, so Sprenger.

Genau aus diesem Grund sieht Sprenger beispielsweise die zunehmende Verbindung von staatlich geförderter und industrieller Auftragsforschung insbesondere im Bereich der Digitalisierung kritisch: „Da das industrieorientierte Forschung ist, gehen 90 % der Stellen an Ingenieure oder Techniker. Das ist problematisch. Natürlich erfinden Medienwissenschaftler keine neuen Patente, sie müssten aber viel stärker verdeutlichen, dass sie ein begriffliches Vokabular und historisches Wissen haben, um über diese Gegenstände zu sprechen, diese einzuordnen und zu verstehen.“

Anmerkung:

1 Florian Sprengers Fotoarbeiten sind abrufbar unter: [flickr.com/photos/farbwahl](https://www.flickr.com/photos/farbwahl)

In der nächsten Ausgabe der *tv diskurs*:
der Luxemburger Medienrechtler Prof. Marc D. Cole

Dr. Alexander Grau
arbeitet als freier Kultur-
und Wissenschaftsjournalist
u. a. für „Cicero“, „FAZ“
und den Deutschlandfunk.

